

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Weiss, Peter
Werke in sechs Bänden

Herausgegeben vom Suhrkamp Verlag in Zusammenarbeit mit Gunilla Palmstierna-Weiss

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-24116-5

SV

Peter Weiss
Werke in sechs Bänden

Herausgegeben
vom Suhrkamp Verlag
in Zusammenarbeit mit
Gunilla Palmstierna-Weiss

Erster Band

Peter Weiss

Prosa I

Von Insel zu Insel

Die Besiegten

Der Fremde

Das Duell

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 1991
© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag
Frankfurt am Main 1991
Detaillierte Copyright-Angaben am
Ende dieses Bandes
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

Inhalt

Von Insel zu Insel 7

Die Besiegten 53
*Mit sieben Reportagen
aus Deutschland* 122

Der Fremde 145

Das Duell 221

Anhang 289

Von Insel zu Insel

*Aus dem Schwedischen
von Heiner Gimmler*

Der Kuckuck ruft. Sandkorn auf Sandkorn rieselt den Abhang hinunter.
Brütend liegen die Steine über ihren Schatten.

Auf dem halb an Land, halb unter Wasser liegenden Bootssteven sitzend, blicke ich über das Meer.

O diese Insel am Horizont, flimmernd im Sonnenglanz, mit weißblendendem Strand!

Weiß, weiß schmilzt die Sonne ins Meer.

Bringt erst die Dämmerung die Insel mir näher, dann rudere ich hinüber.

Ist erst die große Wunde des Bootes geheilt, dann rudere ich hinüber.

Habe ich erst neue Ruder gefunden (die alten holte der Sturm), dann rudere ich hinüber.

Bin ich erst wieder zu Kräften gekommen, dann rudere ich hinüber.

Es kostete mein ganzes Leben, mich von der Geburt zu erholen. Ohne Wurzeln riß man mich aus dieser Erde, die ich seitdem beharrlich suche und niemals fand. Im Anfang war alles ein einziger Schrei, ein einziger Schmerz, ein einziger Verlust, eine einzige klaffende Wunde. Später schloß sich die Wunde zu einer empfindlichen Narbe, die aufbrechen konnte, sobald man sie berührte. Noch später heilte sie so gut, daß man sie kaum sah; aber sie blutete inwendig, sie blutete nach innen. Alles was ich tat in diesem Leben: nach Symbolen suchen für diese Erde, die meine Wurzeln hatte.

Diese zärtliche, warme Hand, die mich streichelt, diese gute, tröstende Stimme. Andere Stimmen; Rufe, Ermahnungen, Drohungen. Große Gesichter beugen sich herab, mit freundlichen Augen, mit strengen Augen. Die Decke fliegt hoch. Seltsame Formen umgeben mich, verwandeln sich. Ich werde gehoben, getragen, gelegt. Manchmal ist es hell, manchmal dunkel. Wasser überspült mich. Nahrung stopft man in meinen Mund. Alles ist mir eine Qual, ein Zwang. Will fliehen, stoße mich überall in den engen Grenzen. Manchmal bringt man mich hinaus in einen furchterregenden Mahlstrom von Dissonanzen, von gigantischen Schatten. Tiere hetzen an mir vorüber, heiße Dämpfe, eiskalte Winde heulen über mir. Dann plötzlich in einer Woge von Wohlgerüchen: vor mir Schokolade, Früchte, Rosinen und Mandeln. Ich strecke meine Hände aus, aber alles wird mir genommen, man hält mich zum Narren, ein harter Schlag ist das einzige, was ich bekomme. Raus, rein, vom Dunklen ins Helle, vom Hellen ins Dunkle. Und dieses wunderbare Klingen manchmal, dieses Perlen, dieses süße Säusen in der Luft. Woher kommt es? Was bedeutet es? Atemlos stehe ich da und lausche. Aber manchmal ist alles still. Ich bin allein. Niemand hindert mich, niemand hält mich zurück. Eine Treppe hinauf. Langsam, Stufe für Stufe. Durch eine offene Tür. Hier stehen Kisten und Koffer voller Seltsamkeiten. Ich umgebe mich mit bunten Stoffen, glänzenden, glitzernden Sachen, ich probiere Hüte, Stiefel, Mäntel. Ich krieche herum zwischen Balken und Trägern, finde tote Wespen, Schmetterlinge. Aber plötzlich steht etwas Erschreckendes vor mir, nimmt mich, schwenkt mich hoch.

Dann wieder in anderen Räumen. Alle Zimmer haben kleine Häuser und Höhlen, in denen ich wohnen kann; stelle ich sie auf den Kopf, werden sie zu Booten, Luftschiffen. Ich fahre und fliege davon. Ich begegne MENSCHEN, TIEREN, BLUMEN. In der Halle steht eine große Uhr, sie tickt langsam, unablässig, sie ist das Herz des Hauses. Ihr Gesicht ist eine Sonne; oft verlasse ich nachts mein Bett, schwebe durch den Korridor, die Treppe hinunter, blicke hinauf zu dieser Sonne, die mich zum Weinen bringt.

In manchen Stunden lauert hinter jedem Gegenstand eine Gefahr. Alles wechselt plötzlich sein Gesicht, der freundlichste Stuhl wird gefährlich. Alles starrt auf mich mit drohenden Blicken, flüstert, bewegt sich.

Wo ist die tröstende Stimme, die zärtliche Hand? Allein schon ihre Nähe verwandelt alles Dunkel in Licht.

Aber am grausamsten ist die Welt draußen, die Welt, die das Haus umgibt. Immer häufiger schickt man mich hinaus auf den Hof.

Wie sie mich hier schlagen, stoßen, mir die Mütze wegnehmen, die Handschuhe, den Flitzebogen! Einer schießt den schönen federgeschmückten Pfeil steil in den Himmel. Er steigt, hoch, so hoch! Er wird nie zurückkommen.

Sie ziehen los mit mir. Auf der Straße entsteht Geschrei und Gejage. Ich falle. Sie treten mich. Ich bin naß, dreckig. Wilde neue Welten. Holzstapel, Steinhalden, Kellertreppen, dunkle Gänge, Kiesgruben. Ein großer Grundwassertümpel bei einem verlassenem Gebäude, Regen; auf einem Floß stoßen sie mich hinaus. Hilflos treibe ich dahin, sie bewerfen mich mit Lehmklumpen, Sand, Steinen. Klammere mich fest, gleite, gleite, sinke, sinke. Und werde herausgezogen. Ich höre meinen eigenen Schrei. Höre ihn, als wäre die ganze Welt ein einziger Schrei. Werde herausgezogen zu einem bärtigen Gesicht, höre ein donnerndes Lachen. Dann heiße Milch irgendwo, ein warmer Küchenherd, ein Gefühl von Geborgenheit.

Aber die Quälgeister kommen wieder, es sind viele, ich bin allein, muß mich fügen. Sie stecken mich in eine enge Höhle, jagen einen großen Hund zu mir herein, ganz nah höre ich sein Hecheln, sein wütendes Knurren: da zerreißt etwas in mir, Blutflammen lodern vor mir auf, mit rasender Geschwindigkeit stürze ich in einen Abgrund, stürze, stürze. Dann wieder ein Drängen nach oben. Dann Krankheiten. Hilfreiche Krankheiten, die Befreiung bedeuten. Ein verträumtes, behütetes Dasein mit der ersehnten tröstenden Stimme, der zärtlichen Hand. Krankheiten aller Art, hervorgebracht von einer erschreckten, flüchtenden Seele. Versuche mich abseits zu halten.

Treibe durch die Stadt, entdecke Brücken mit donnernden Zügen, Flüsse mit Schiffen, marschierende Soldaten; höre wieder das wunderbare Klingen, im Takt, mitreißend; werde mitgerissen.

Dann wieder dieses qualvolle Eingesperrtsein! Jeden Tag, jeden Tag! (Nur Krankheit befreit.) Eingepfercht in eine enge Bank zwischen meinen Mitgefangenen muß ich die Schulgaleere rudern. Der Sklaventreiber hinter seinem erhöhten Katheder brüllt den Takt. Wehe dem, der den Takt nicht hält, seine Peitsche trifft jeden. Schläge hageln auf mich nieder; ich kann nichts dafür, daß sich meine Gedanken in anderen Welten bewegen, daß sie meine Ohren taub, meine Augen blind machen. Plötz-

lich bricht das Donnerwetter über mich herein, reißt mich schmerzhaft in die Höhe, schüttelt mich, geißelt mich. Da ertönt das Hohngelächter meiner Mitgefangenen. Wenn die Schule aus ist, laufen sie leicht und frei, ich aber trage schwer an meinen Ketten.

Wieder und wieder versuche ich meiner Sklaverei zu entfliehen, wieder und wieder fängt man mich ein. Manchmal, in vermeintlicher Freiheit, sehe ich eine hohe Waldkathedrale sich über mir wölben, sehe Sonnenstrahlen wie durch grüne und blaue Glasfenster fallen, sehe einen endlosen Himmel über den Wiesen, höre den Gesang der Vögel, singe selbst, verliere mich im Palast der Musik aus Kristall und Elfenbein. Doch immer wieder fängt man mich ein. Wirft große Netze über mich, ich hänge fest in ihren Maschen.

Wie ich mich sehne nach der tröstenden Stimme, nach der zärtlichen Hand!

Immer seltener und seltener zeigt sie sich, sie lebt aber irgendwo, ich weiß, daß es sie gibt.

Ich kam von der Schule und ging durch die lange leere Straße neben dem Bahndamm. Die Straße wurde schmaler, immer höher wuchs der Bahndamm, hoch wuchs der Wald der Leitungsmasten. Rotglänzend standen die Hausfassaden in der heißen Sonne. Die Gardinen hinter den Fenstern waren geschlossen, alle Türen versperrt. Ich ging schnell: die Stille, die Einsamkeit erfüllten mich mit einer unbestimmten Angst. Geblendet von dem weißen Pflaster führte ich die Hand vor die Augen – da schlug mich jemand, ein harter, klatschender Schlag ins Gesicht. Ich taumelte, stand wie betäubt, blind einige Sekunden unter aufschießenden Tränen, mit brennender Wange. Jemand war schnell an mir vorübergegangen, ein hochgewachsener kräftiger Mann, drehte sich nicht um, ging mit langen Schritten, wiegender Gang, die großen roten Hände pendelten an seiner Seite. Dann war er verschwunden. Ein Hauseingang hatte ihn verschluckt. Ich stand allein. Keiner hatte die Schande gesehen, die mir widerfahren war. Kein Gesicht zeigte sich hinter den Fenstern, keine tröstende Stimme drang zu mir. Keiner würde mir helfen. Würde ich diese Straße je weitergehen können, hinter deren Türen der Unbekannte lauert?

Quälen: welche Wollust! Der Quälende hat Macht, er herrscht. Er ist Herr über Leben und Tod. Ich übergab die kleinen in Fallen gefangenen Mäuse der Katze, dem Henker. Ich war die Katze. Ich fing meine Opfer mit spitzen Krallen, riß viele nadelfeine Wunden in ihre Körper, schleuderte sie in die Luft, gab ihnen Gelegenheit zu entkommen und schlug doch jedesmal zu, bevor sie ihre Freiheit nutzen konnten. Ich genoß ihre hypnotisierten, schreckerstarrten Blicke, ich zertrte die klopfenden Herzen aus ihren Körpern und drehte mich schließlich angeekelt weg, wenn sie zuckend in ihrem Blut lagen und langsam verendeten. Ich operierte Frösche, betrachtete aufmerksam das Sterben in ihren Augen, während die vom Körper abgeschnittenen Beine sonderbar selbständige Sprünge vollführten.

Einmal fing ich eine Libelle. Ich bohrte eine Nadel durch ihren Körper, um sie in meine Insektensammlung zu stecken. Aber sie starb nicht. Wütend surrte sie mit den Flügeln, kämpfte furchterregend. Meine Mörderhand zitterte. Feigheit und Scham erfüllten mich. Ich öffnete die Hand und ließ sie fliegen mit der tödlichen Waffe in ihrem Körper. Eine Zeitlang umkreiste sie mich wie wahnsinnig, dann verlor ich sie aus den Augen. In namenlosem Schrecken stand ich da, aber das Bild des durchbohrten Insekts wollte nicht weichen. Ich sah sie, blauschimmernd im Sonnenlicht, der Tod durchglühte sie, der Tod, der sie matter und matter werden ließ, der sie schließlich niederzwang auf die Erde, und mich dazu.

Da liegen wir zwischen Blumen und Gräsern, in einem brodelnden Meer von Leben und Verwesung. Weinen schüttelt mich. Ich sehe die Libelle sterben, kann sie nicht verlassen, muß ihr nach.

Haare und Mund voller Erde, die Kleider übersät mit Ameisen, Spinnen und kleinen Käfern. Sie kriechen in mich hinein, durch mich hindurch, Spinnennetze legen sich über meine leeren Augenhöhlen, eine Feldmaus lugt aus meinem offenen Schlund, Elstern fliegen mit meinen Fingergliedern weg und bauen Nester damit, ein Hund verschwindet mit meinen Schuhen zu den Kindern, die in der Ferne spielen, Gräser und Blumen hüllen mich ein, der Wind bläst Sand über mich, ich bin nicht mehr zu sehen.

Nun, da ich liege und verwese, nun, da neue Pflanzen in mir Wurzeln schlagen, genährt durch mein in Wasser verwandeltes Blut, nun, da

meine Arme, zu Zweigen geworden, sich leicht im Wind wiegen und nun, da meine Blätter-Augen sich der Sonne zuwenden, nun endlich weichen Schmerz und Verzweiflung; ich beweine nicht länger den Tod der Libelle, es war mein eigener Tod, den sie starb.

Der Mann in der Uniformjacke, mit dem baumelnden Säbel an der Seite, mit den gefährlich funkelnden Epauletten. Besessen von der Idee, Männlichkeit sei Stärke, Disziplin, Selbstüberwindung. Sein Schatten schreckt mich hoch: Achtung! Ich bin hier, um dich kraft meiner Liebe zu quälen. Wie weich, wie schwach, wie verträumt du bist; ich werde dir Stärke geben. Die eiserne Kraft meiner Stimme, meiner Hände und meiner Gedanken wird dich beugen. O, es bricht mir das Herz, wenn ich deine Tränen sehe, aber der Dank, den du für mich empfinden wirst, ist mir Trost genug. Du wirst mich lieben, wenn du begriffen hast, welche hohen Ziele ich verwirklichen wollte. Dein zarter Körper soll gehärtet werden, mit Ehrfurcht sollst du zu mir aufblicken, deinem Schöpfer. Du Sünder, bekenne deine Sünden! Ich werde dir vergeben, wenn du meine Hände küßt. Du hast gelogen, du selbst sollst mir befehlen, dich zu schlagen, ja, so, ja, so ist es gut, du sollst dich gedemütigt fühlen, du sollst einsehen, daß du schlecht bist, daß du eine harte Strafe verdient hast. Du sollst Ausdauer üben, du sollst eine Stunde lang mit ausgestreckten Armen dastehen, du sollst tausendmal schreiben: Ich weiß nichts, ich muß viel lernen.

Der Mann in der Uniformjacke härtet sein Opfer ab. Das Opfer lernt sich zu verstellen, zu heucheln, später auch zu schweigen. Stummer und stummer wird der Unterlegene in dem Abhärtungsprozeß. Die Tortur, die sein Verstummen brechen soll, wird grausamer und grausamer. Aber die Stärke des Stummen wächst schneller als die Fähigkeit des Quälenden, seine Rache zu steigern.

Der Uniformierte verliert die gerade, männliche, selbstsichere Haltung, in Wutausbrüchen gibt er seine innere Leere preis, er versucht sogar, sich dem Gefangenen mit sanften Worten zu nähern, bittet um Vertrauen, betont erneut seine guten Absichten und schlägt endlich besinnungslos ein auf ihn, der daliegt, stumm, stumm, ohne Bitte um Gnade, ohne Tränen.

Und eines Tages wird der Mann in Uniform Zeuge der Flucht seines Gefangenen. Hilflos schreiend, mit Säbel und Epauletten blitzend, steht er vor seinem Haus. Unter Tränen ruft er den Namen des Entsprungenen; er, der Starke, weint.

Während der Flüchtling in seine ungewisse Freiheit läuft.

Soll ich es wagen? Das ordinäre Gesicht der Frau versprach nicht viel. Aber mit Siebzehn brannte ich darauf. Wieviel kannst du bezahlen? Ich gab ihr, was ich hatte. Es reichte. Sie hieß Hertha; ihre Hände waren warm, feucht. Ihr Zimmer: grau, dreckig. Sie zog sich aus. Stand nackt vor mir, blaßwüstig, verbraucht, mit schweren, hängenden Brüsten. Sie nahm den Eimer, stellte sich quer darüber und ließ ihr Wasser wie ein Pferd auf offener Straße, die Augen in die Ferne gerichtet. Sie legte sich aufs Sofa, das eine Bein oben, das andere ruhte auf dem Boden. Ich stand vor ihr, betrachtete ihren Körper, berührte ihn sogar mit meinen Händen und war überrascht, ihn warm zu finden – so als hätte ich erwartet, er sei kalt und tot. Sie hielt meine Hand fest, führte sie zu ihren Brüsten, ihrem Schoß, ihren Schenkeln; ich spürte, daß die Haut schmutzig war von Schweiß und Staub und voller Unebenheiten, ein starkes billiges Parfüm lag über ihrem eigenen Geruch, der scharf und abstoßend sein mußte.

Ich war ohne jedes Gefühl. Fühlte keine Lust, keinen Ekel, keine Enttäuschung. Stand einfach da, durchzogen von einem Netz aus dünnen Eiskristallfäden, bis mein Gehirn mir endlich den Befehl gab zu gehen. Ihre erstaunten leeren Augen folgten mir, ihr höhnisches Lachen folgte mir. Ich trat hinaus in die Freiheit wie nach einer Untersuchungshaft.

Aber jetzt war sie die Gefangene. Dort oben in der Zelle kleidete sie ihren armseligen Körper, lachte gedankenlos, legte etwas Farbe auf Lippen und Wangen, kämmte das spröde Haar. Auf der Straße durfte sie sich frei bewegen (die Gefängnisleitung hatte ihr den Hofgang genehmigt), aber die Zelle wartete unerbittlich, die drohende, vernichtende Zelle, das war ihr Leben.

Ich war von Anfang an dabei. In dem kleinen grünen Magazinschuppen hatten wir ein provisorisches Büro und das Lager untergebracht. Hier stapelten sich die Kisten mit Stoffen, die später, in der noch nicht fertigen Fabrik, gefärbt und bedruckt werden sollten. Hier standen Maschinenteile, Präzisionsinstrumente, in Wellpappe und Holzwolle verpackt, und Tonnen und Büchsen mit Farben und Chemikalien.

Den ganzen Tag lärmte der große Zementmischer draußen auf dem Hof, alles klapperte und bebte, und an meiner Schreibmaschine verstand ich kaum das Diktat des Chefs. Obwohl meine Geschäftsbriefe ziemlich frei erfunden waren, schien sich alles planmäßig zu entwickeln. Antworten kamen und wurden bestätigt, der Bau der Fabrik ging zügig voran, in das notdürftige Büro kamen Vertreter und künftige Kunden, Musterkollektionen wurden ausgearbeitet und Verträge geschlossen, während die Tür aufgerissen wurde oder krachend ins Schloß fiel, während Arbeiter, Handwerker und Ingenieure eintraten, während der Staub aufwirbelte und die nackte, von einem eigenen Dynamo getriebene Glühbirne schaukelte und ein flackerndes, manchmal sekundenlang aussetzendes Licht verbreitete. Es war eine dunkle Jahreszeit, mit viel Regen und Nebel, und man hoffte, bis zum Winter fertig zu werden. Ja, alles ging gut. Wir lebten hier unten wie im Wilden Westen, doch nur wenige Meter neben uns wuchs eine moderne Fabrik, wurden große glänzende Maschinen montiert, wurden Leitungen gelegt, elektrische Leitungen, Dampf-, Wasser- und Kanalisationsleitungen. Das Ganze war eine genau berechnete funktionale Komposition aus Drähten, Rohren, Stahl und Beton. Es wurde gemauert, verputzt, gemalt, gehämmert und gesägt.

Und mit dem ersten Schnee übersiedelten wir in eine neue zweckmäßige Welt, die nach Farbe und Mörtel roch. Büropersonal und Arbeiter wurden eingestellt, die neuen ungelerten Kräfte von einer Handvoll Spezialisten eingewiesen, und in der Färberei, in der Wäscherei, in der Appretur und in der Druckerei, in den Labors, in der Farbküche, im Zeichensaal, im Musterraum, im Lager und im Büro kam man bald in Gang, anfangs langsam und unbeholfen, doch erfüllt von Zuversicht und Arbeitseifer.

Hier singt man nur den Gesang der Maschinen, hier liest man nur die Gedichte der Zahlenkolumnen, hier spricht man das nützliche Wort, nüchterne Wörter, alle Gedanken leben diesseits der Grenze. Hier gibt

es kein Zweifeln, kein Grübeln, hier zählt nur das handfeste Resultat praktischer Arbeit. Alle sind wichtig, sind erfüllt von ihrer Aufgabe, nützliche, gesunde Glieder eines Produktionsapparates.

Diesem Organismus angehören!

Sieh, dieser große pulsierende Fabrikkörper mit seinem zu lebenslangem Gruß erhobenen qualmenden Arm, sieh wie er genährt wird, wie er seine Nahrung verdaut, sieh wie seine Eingeweide ihre Pflicht tun! Sieh hinein in die Herzzentrale mit ihrem Befehlshaber, sieh wie wachsam und genau er Puls und Umlauf regelt, sieh all die Nervenstränge und Adern, die hier zusammenlaufen; sieh das Gehirn mit seinen Dienern und Dienerinnen, hör wie es tickt in blitzschnellen Reaktionen; sieh nun, wie die Rohware, die kraft- und blutspendende, verarbeitet wird, wie sie die verschiedenen Stadien ihrer Verwandlung durchläuft.

Der ganze Körper ist erfüllt von dem mahlenden, stampfenden Geräusch der Maschinen.

Tritt ein in die Färberei, wo alles in Dampf gehüllt ist, wo die kleine helle Kabine des Färbemeisters wie ein Schiff im Nebel schwimmt, sieh wie sich die Stoffe auf den kleinen Wagen krümmen, wie sie von den Färbemaschinen geschleudert und gezogen werden, wie sie später von den Maschinen verschluckt, gespannt und getrocknet werden, wie sie sich in den heißen Drucksälen folgsam unter den Händen der Drucker ausbreiten, wie sie aufs neue getrocknet, wie sie geschmeidig gemacht, verfeinert, zerteilt, gerollt, verpackt und schließlich versandt werden. Denn nun beginnt ihr wirkliches Leben, sie werden zu Kleidern und Gardinen, sie schmücken Zimmer und Frauen, sie kommen weit herum, du siehst sie aus dem Kabinenfenster eines Schiffes wehen, du siehst sie auf dem Gipfel eines Berges leuchten, du siehst sie zwischen den Baumstämmen eines Waldes schimmern, du hast sie neben dir in den Bussen und Straßenbahnen der Großstadt und eines Tages siehst du sie zerfetzt und schmutzig auf dem Müllhaufen.

Aber wir produzieren sie neu! Du kannst beruhigt sein, wir betrügen dich nicht.

Ich ticke mit in diesem Gehirn, bin aber meist an meinem Platz in der kleinen Dunkelkammer, wo nur eine schwache rote Lampe meine chemische Arbeit beleuchtet. Hier bin ich allein. Dünne Wände schließen mich ab von dem tosenden Leben um mich herum, aber nicht von dem Lärm. Es brodeln und kocht. Ich helfe mit bei der Produktion, ich betrüge dich nicht, ich halte aus, ich halte aus!

Zwei Jahre meines Lebens verbrachte ich in der Fabrik.